

Rede über Alberto Giacometti

Autor(en): **Wehrli, René**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **50 (1963)**

Heft 2: **Mobile Architektur - Siedlung Halen**

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-87018>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ansprache zur Eröffnung der Ausstellung im Kunsthaus Zürich am 1. Dezember 1962

In der schweizerischen Kunstgeschichte gibt es gewichtige Kapitel, die im Ausland geschrieben sind. Denken wir an jene Equipen und Künstlersippen, die seit dem Mittelalter vor allem aus unseren südlichen Alpentälern in die Kapitalen Europas gezogen sind und dort zu Ansehen oder gar Ruhm kamen, Werke hinterließen, denen wir heute mit Stolz auf dem Petersplatz in Rom oder am Canale grande begegnen. Dieser Stolz wird vielleicht etwas gedämpft, wenn wir uns die Frage stellen, was aus den großen Meistern in der Heimat geworden wäre, wobei uns aus der neuesten Zeit der Fall etwa des Architekten Le Corbusier zur Bescheidenheit aufruft.

Man kann, wenn man will, in der Künstlerfamilie Giacometti aus dem Bergell ein Nachleben dieser Tradition sehen. Doch hinkt der Vergleich in mehr als einer Beziehung. Die Maler aus dieser Familie haben die Heimat nie ganz aufgegeben, vielmehr in ihr eine ihrer Kraftquellen gefunden, und selbst derjenige von ihnen, dessen Ausstellung wir heute eröffnen und der sich von der Schweiz scheinbar am meisten entfernt hat, der ohne die Freiheit und Einsamkeit der Groß- und Kunststadt nicht leben könnte, kehrt zuzeiten gern in die Häuser der Vorfahren zurück, aus der Einsamkeit der Großstadt in die Einsamkeit der Berge. Womit bereits angedeutet ist, daß noch in einer andern Beziehung der Vergleich mit den Künstlerfamilien früherer Jahrhunderte oberflächlich ist. Denn während jene im Auftrage und Dienst der Mächtigen als – wenn auch oft geniale – Handwerker wirkten, verkörpert das jüngste Glied der Künstlerfamilie, Alberto Giacometti, in letzter Konsequenz jenen modernen Künstlertyp, dem die Kunst nur und ausschließlich Mittel der Auseinandersetzung mit der Welt ist, ohne daß noch ein Gedanke an einen Auftraggeber oder auch nur Betrachter oder Käufer mitspielt. Vielmehr Schaffen in der Stille mit all den Qualen und Schwierigkeiten, die das mit sich bringt, nur sich selbst verantwortlich. Wobei das eigene Ungenügen zum strengsten Auftraggeber und Herrn wird, anspruchsvoller als irgendein Papst oder Fürst der Renaissance – immer am Rande der Verzweiflung über die Unmöglichkeit, das zu realisieren, was einem vorschwebt. Darüber hat sich der Künstler einem Gesprächspartner gegenüber einmal folgendermaßen geäußert: «Je ne crée pas pour réaliser de belles peintures ou de belles sculptures. L'art, ce n'est qu'un moyen de voir. Quoi que je regarde, tout me dépasse et m'étonne, et je ne sais pas exactement ce que je vois. C'est trop complexe. C'est comme si la réalité était continuellement derrière les rideaux qu'on arrache... Il y en a encore une autre... toujours une autre... Et on continue, sachant que plus on approche de la chose, plus elle s'éloigne. La distance entre moi et le modèle a tendance à augmenter sans cesse; plus on s'approche, plus la chose s'éloigne. C'est une quête sans fin.»

Damit erscheint der Künstler dem wahren Wissenschaftler verwandt, der in der Stille seines Labors oder Studios seinen Problemen nachgeht, zunächst ohne an die praktische Ausnutzung des allenfalls Gefundenen zu denken. «Der Künstler, der nicht sein ganzes Selbst preisgibt, ist ein unnützer Knecht.» So hat der luzide Romantiker Friedrich Schlegel die neue Situation des Künstlers schon an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert formuliert und postuliert.

Daß aber die Geschöpfe eines künstlerischen Selbstgesprächs, des nie abbrechenden Bemühens, die Essenz eines Erlebnisses, eines visuellen Eindrucks zu geben, nun aber auch zu andern zu sprechen vermögen, das ist das Wunder, das nur höchst selten geschieht, auf das doch jeder im stillen hoffen muß, und wo dann über die Konzentration und Selbsthingabe hinaus das Geheimnis der künstlerischen Potenz ins Spiel kommt. Man spürt in den Werken von Alberto Giacometti, daß

sie von weit her kommen, Geschöpfe der Einsamkeit und einer Intensität der Auseinandersetzung, die den Betrachter in ihren Bann ziehen und ihn in Gebilden, die für ihren Schöpfer weit entfernt von dem sind, was er eigentlich sucht, fast schon von ihm verworfen, oft wieder zerstört, etwas sehen lassen, was ihn angeht, was ihn trifft, ihn der Condition humane betroffen bewußt werden läßt. Gerade in der äußersten Reduktion auf wenige Grundtatsachen, Grundformen, Grundthemen, einer Reduktion, der man anmerkt, daß sie nicht leichthändig ästhetisierend gemacht ist, sondern der Not entspringt, sich vor einem Stück Welt, einem Gesicht, einer Figur, gestaltend zu behaupten. Wobei je länger je mehr allen Zeitströmungen zum Trotz, aber weit entfernt von irgendwelcher Opposition, die menschliche Gestalt, ihre Erscheinung, ihre Stellung im Raum, das Thema dieser Plastiken und Bilder ausmacht. Ihre Bedrohung und Reduzierung durch den Raum, ihre Behauptung in ihm; ihre unheimliche Einsamkeit auch, selbst dort, wo mehrere Figuren in ein räumliches Verhältnis zueinander treten, wie etwa in den «Platz-Skulpturen». Man möchte, wenn man literarisch werden wollte, einen guten Teil dieser Werke «soledades» nennen, wie die Gedichtsammlung des großen spanischen Barock-Dichters Gongora.

Doch damit haben wir uns auf einen gefährlichen, wenig tragenden Grund begeben, und ich fürchte bereits mir die Mißbilligung des Künstlers zugezogen zu haben. Ich fürchte das in noch höherem Maß zu tun, wenn ich etwas andeute, was mir erst bei der Einrichtung dieser Ausstellung bewußt wurde. Die Verwurzelung dieser scheinbar so losgelösten und großstädtischen Kunst im Heimatlichen, in der Struktur und der Farbigkeit der alpinen Steinwelt, in ihrer den Menschen bedrohenden Einsamkeit, wobei auch etwas von berglerischer Verslossenheit und auf sich selbst gestellte Unabhängigkeit mitspricht.



Alberto Giacometti, Diego, 1954
Privatbesitz Paris
Photo: Walter Dräyer, Zürich